

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 4

Artikel: Der Unfall : ein Erlebnisbericht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Erlebnisbericht von ***

Zeichnung: Emil Medardus

Ich habe in meiner Tätigkeit als Versicherungsinspektor viel gesehen, viel erlebt und viel wieder vergessen. Ein Fall aber ist mir gezwängt, als ob er sich letzte Woche zugetragen hätte, und doch mögen es ungefähr dreißig Jahre her sein, daß ich an einem klaren Frühstückstag in recht angenehmer Stimmung im Postauto saß, um mich aus dem Talboden ins entlegene Bergdorf hinaufführen zu lassen.

Obschon ich in geschäftlicher Mission reiste, ließ ich es mir nicht nehmen, die Schönheiten des steilen Tals, in das sich die Straße langsam hineinwand, voll zu genießen. Die Fenster waren geöffnet und die kräftige, morgenfrische Alpenluft wehte in den Wagen, wo sie sich mit dem herrlichen Duft von warmem Brot, das hinten im Auto mitgeführt wurde, angenehm vermischt. Hie und da bimmelte irgendwo das dünne Glöcklein einer Ziege und außerhalb des

ersten Dorfes fuhren wir langsam an einem Zug Kühe vorbei, die von ihrem Hirten in die Höhe geführt wurden. Die großen, feuchten Augen der Kühe schauten dumm und teilnahmslos in unsren Wagen.

Während ich den blauen Himmel betrachtete, die alten, stolzen Tannen bewunderte und die vereinzelten, kargen Gehöfte oben an den Hängen musterte, sann ich keineswegs – wie etwa angenommen werden könnte – über meine Aufgabe im Dorf nach, sondern ich freute mich herzlich auf meine bald bevorstehenden Bergferien, wo ich dann den reinen Frieden der Natur, wie er sich hier meinen Augen bot, auch würde genießen dürfen.

So war ich denn fast enttäuscht, als der Chauffeur mit einem letzten Hornruf unsere Ankunft im Dorf kundtat und dann auf den kleinen Platz vor dem Postbüro einbog. Dort



HÜTET EUCH AM MORGARTEN

Nicht völlig überflüssig scheint es mir, eindringlich darzulegen, warum wir in dem engeren, zur Hauptsache politisch und allianzmäßig abgestützten Kreis der Sechs (EWG = Europäische Wirtschaftsgemeinschaft) nicht teilnehmen können. Es kann doch sicherlich keinem Zweifel unterliegen, daß die Mitwirkung der Schweiz an einer Institution, welche die Aufhebung der Eigenstaatlichkeit ihrer Teilnehmer und die Umwandlung Europas in einen Überstaat erstrebt, unserer bisherigen, auf jahrhundertealter Überlieferung beruhenden Haltung unseres Landes nachdrücklich widerspricht.

Eine Abkehr von der auf Wahrung der nationalen Unabhängigkeit und staatlicher Selbständigkeit ausgerichteten Außenpolitik wäre für unser durch staatspolitischen Willensakt und nicht durch die Einheitlichkeit der Sprache, der Kultur und des Volkstums zusammengefügtes Gemeinwesen ein besonders folgenschwerer Schritt. Wenn sich das Schweizervolk jemals darüber äußern sollte, ob es einen Teil der dem eidgenössischen Bunde zustehenden Hoheitsrechte auf die Organe einer europäischen Föderation übertragen wolle, so könnte ein solcher Entscheid nur in klarer Erkenntnis aller daraus erwachsenden Konsequenzen und frei von ökonomischen und handelspolitischen Nützlichkeitserwägungen gefällt werden.

Sähe sich unser Land irgendwann wirklich einmal vor die Schicksalsfrage gestellt, an einer werdenden bundesstaatlichen Ordnung in Europa teilzunehmen oder abseits zu bleiben, so müßten die zur Entscheidung aufgerufenen eidgenössischen Organe, der Bundesrat, das Parlament, Volk und Stände vor allen Dingen ganz genau wissen, wie eine solche Föderativinstitution in allen ihren Einzelzügen aussehen, welche Rechte sie den kleinen Nationen und den Minderheiten gewähren und welchen Einfluß sie den Bundesgliedern auf die Zusammensetzung, auf die Entschlüsseungen der Zentralbehörden überlassen werde.

Vollkommen unvorstellbar erscheint dagegen, daß sich die Schweiz ihrer staatlichen Hoheitsrechte zugunsten einer europäischen Gemeinschaft zu entäußern gedachte, die gemäß Präambel zum Römer Grundvertrag vom testen Willen getragen ist, die «Grundlagen für einen immer engern Zusammenschluß der europäischen Völker» zu schaffen, ohne dabei auch nur eine hinlängliche Vorstellung zu besitzen, welche Formen die künftige politische Vereinigung annehmen und welche Folgen sie für unsere nationale Existenz zeitigen werde.

Aus einem Vortrag von Minister Hans Schaffner über die europäische Freihandels-Assoziation.

bot sich das übliche Bild von Begrüßen, Abschiednehmen, Einladen, Aufpacken und neugierigem Zuschauen.

Ich selbst fragte sofort nach dem Gemeindebüro, wo ich noch einige Erkundigungen einzuziehen hatte; denn ich war dort hinaufgeschickt worden, um einem Bauern, der vor wenigen Wochen am frühen Morgen beim Führen von Holz schwer verunglückt war, die Entschädigungsquittung meiner Versicherung vorzulegen. Der Fall war also, vom Gesichtspunkt der Erledigung aus betrachtet, angenehm und unkompliziert und lag gewissermaßen auf der Sonnenseite meiner damaligen Tätigkeit.

Unten im Tal hatte ich bereits die übliche Nachfrage im Spital vorgenommen. Ich hatte mit der Krankenschwester gesprochen, die seinerzeit bei der Operation assistiert hatte, und sie bestätigte nur, was bereits aus den Akten hervorging. Der unglückliche Mann hatte bei der Talfahrt die Handbremse an seinem Fuhrwerk anziehen wollen, glitt aus und kam unter die Räder des schwerbeladenen Wagens zu Fall. Die Fleischwunden waren sehr verschmutzt, eine Infektion trat ein und die Amputation des Beines wurde unumgänglich. Es mußte sich dabei um einen sehr armen Bauern handeln; denn die Schwester war erfreut zu vernehmen, daß die Leute einigermaßen recht versichert waren.

«Finanzielle Hilfe tut bei diesen Leuten wirklich Not», schloß sie das Gespräch mit mir.

Auch die für mich sehr wichtige Frage, ob der Mann vielleicht unter dem Einfluß von Alkohol gestanden sei, hatte die Schwester klar verneint.

So blieb mir nur noch, im Gemeindebüro einige Fragen zu stellen über den Unfallhergang, wie dies den Usanzen entspricht.

Dort angelangt, verlangte ich nach dem Polizisten. Leider war dieser für drei Tage verreist und der Beamte, der dort saß – ein mürrischer Bergler, der sich die Worte beinahe abkaufen ließ – erklärte mir nur widerwillig, daß der Fall klar genug liege. Der Mann habe sein Bein verloren und wir hätten zu zahlen. Dieser Aussage folgten dann noch einige Derbyheiten gegen die Versicherungen und meine Schnüffelei.

Ich nahm die Sache nicht tragisch; denn die teilweise sehr negative Einstellung der Bevölkerung den Versicherungen gegenüber kannte ich bereits zur Genüge.

Ich ließ mir daher den Weg weisen zum

Bauernhof, wo der verunfallte Mann wohnte. Ich muß sagen, daß ich viele arme und ärmste Behausungen gesehen habe, doch dieser Hof gehörte nun wirklich zu einem der deprimierendsten unter ihnen. Von Vieh oder irgendwelcher anderer einträglicher Habe war weit und breit nichts zu sehen. Einige zerzauste Hühner gackerten um das Haus und unter dem Fenster neben dem Eingang saß eine magere, schmutzige Katze, die sofort das Weite suchte, als sie mich näherkommen sah.

Eine blasses, kränkliche Frau in, wenn auch sauberen, doch sehr abgetragenen Kleidern öffnete mir die Tür. Sie war nicht alt, doch sie war dermaßen abgehärmert, daß es bestimmt niemandem in den Sinn gekommen wäre, sie eine junge Frau zu nennen. Sie wirkte zeitlos, wie der Kummer und die Armut selbst.

Man hieß mich eintreten in eine niedere, finstere Stube, die außer einem rohen Tisch, drei krummen Stühlen und einem sehr abgesessenen roten Plüschsofa nichts enthielt als eine Wiege, in der ein fahler Säugling schlief. Auf dem Sofa saß der Mann, den ich suchte, zusammengekauert, bärtig und grimmig, und der Beinstummel auf dem roten Plüschsofa vervollständigte das traurige Bild ganz.

Hätte ein Maler alle die Einzelheiten auf die Leinwand gebannt und dem Werk den Titel «Elend» gegeben, würde man ihm bestimmt den Vorwurf des Effektheischen durch Überreibung machen.

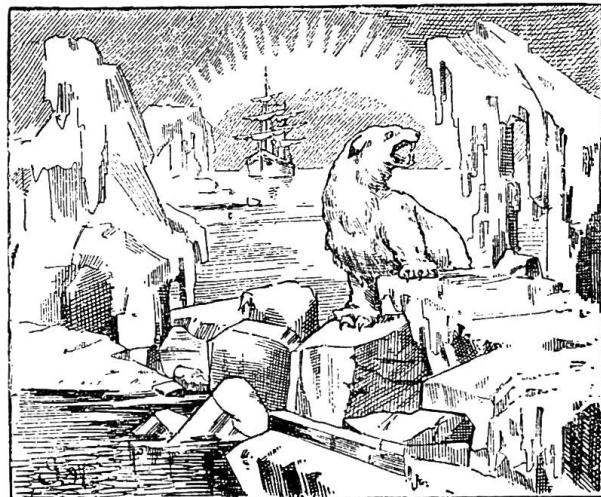
Ich riß mich zusammen, um meine Gefühle nicht zu verraten und sachlich meine Aufgabe zu erledigen, das Dienstbüchlein des Verunglückten einzusehen und die Fragen wegen Krankheiten, Alkohol, und was deren mehr noch sind, zu stellen.

Alles war in Ordnung. Ich ließ die Entschädigungsquittung unterschreiben und erklärte den Leuten, daß die Anweisung innert so und so viel Tagen eintreffen werde.

Nach kurzer Zeit kehrte ich bereits wieder ins Dorf zurück. Ich war allerdings nicht mehr so angenehmer Laune wie zuvor. Die bittere Armut, die mir dort begegnet war, die drei freudlosen Kinder, die neben dem Haus gestanden und mir mit hängenden Armen nachgesehen hatten, die leidende Frau und der verbitterte Einbeinige auf dem Sofa, hielten meine Gedanken gefangen.

Mich störte gar die Flut von Sonnenlicht, die über das Tal ausgebreitet lag und der Gesang der Vögel.

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



Wo ist der Nordpolfahrer?

Auch als ich etwas später im Wirtshaus bei einem Kaffee auf das nächste Postauto wartete, das mich talwärts bringen sollte, sann ich noch über die Familie oben am Berg und über den Sinn des Lebens und des Leidens nach, als ziemlich geräuschvoll und langsam die Türe zur Wirtsstube geöffnet wurde. Im Schein des Lichts von draußen stand die Silhouette eines kleinen, knorrigen Mannes. Umständlich schloß er die Tür und sah sich verweisend in der Wirtschaft um, als ob dies bis auf den letzten Platz besetzt wäre und er kaum wüßte wo hinsitzen. Ich war einziger Gast.

Der kleine alte Mann sah mich prüfend an, zögerte, kam dann aber doch auf mich zu und fragte linkisch: «Stört es den Herrn, wenn ich mich setze? Leute aus der Stadt schätzen manchmal so einfache Gesellschaft nicht.»

Während er dies fragte, setzte er sich aber bereits hin, rückte den Stuhl näher zum Tisch und rief über die Achsel: «Hannes, einen Dreier.»

Ohne mich auch nur zum Wort kommen zu lassen, redete er unbeirrt weiter auf mich ein: «Nicht wahr, Sie sind doch aus der Stadt?»

Sein Redeschwall war ergiebig, belanglos und dumm. Seine Augen hingegen waren hintergründig und schlau. Mir wurde eigenartig zu Mute. Ich bekam immer mehr das bestimmte Gefühl, daß mein Gegenüber mich gesucht hatte und irgend etwas im Schilde führte.

Es ging nicht lange, bis der kleine Alte auf sein Ziel lossteuerte. Er mußte genau wissen, wieso ich hier war, denn seine Fragen waren so geschickt, daß es für mich kaum mehr zu umgehen war, zu erzählen, warum ich ins Dorf gekommen war.

Dann schossen die giftigen Pfeile.

«Was, Geld haben die bekommen, Du allmächtiger Gott! Was Sie nicht sagen, Geld!» schnappte der Alte. Er schien einem Schlaganfall nahe. Ein guter Schauspieler fürwahr – wenigstens für eine Laienbühne.

«Wieso?» fragte ich, wie er von mir erwartete.

«Wieso?» lachte der Alte zynisch. «Der Winkel-Bauer ist doch ein Säufer, ein Nichtsnutz schlimmster Sorte und dazu noch ein brutaler. Jeden Tag vor dem Unfall war er betrunken. Ein Gewohnheitstrinker, ein trauriger, dem alles verkommt, Haus und Hof, Hab und Gut, Frau und Kinder, Ehr und Redlichkeit», eiferte der Kleine weiter. Seinen Aufzählungen konnte er kaum Einhalt gebieten, um die Sache ja drastisch genug zu schildern.

Ich vernahm nun die leider immer wiederkehrende Geschichte von einem schönen Gütchen, das die Frau – wahrlich eine brave, tüchtige, gute Frau – in die Ehe gebracht hatte, und das ein Opfer der Trunksucht geworden war.

Seinen letzten Trumpf spielte der Alte dann im Aufstehen noch aus: «Wenn der verdammte Schnaps nicht wäre, hätte der Mann auch noch beide Beine, vielleicht ist ihm das nun eine Lehre. Vielleicht versteht er den Fingerzeig Gottes, vielleicht!?»

Ich saß wie gelähmt. Ich ahnte Schlimmes und in mir entwickelte sich ein Kampf. Sollte ich dieses boshafte, eklige Gespräch überhören? Sollte ich ins Tal reisen und den Fall als erledigt abliefern oder sollte ich nun fragen, was er dann damit meine?

Die Antwort wußte ich bereits genau, doch ich wollte sie nicht hören. Ich wollte sie nicht wahr haben. Ich wollte, daß diese magern Kinder dort oben wieder einmal genug Brot hätten. Ich wollte, daß dieser armen Frau wieder einmal für einige Zeit die Sorgen etwas abgenommen wären. Ich wollte, daß der kleine Säugling wieder einmal glückliche Mutteraugen sehen durfte. Ich wollte das Elend etwas kleiner, nicht noch unendlich viel größer wissen.

Warum mußte dieser kleine Tropf hier kommen und in einer Angelegenheit wühlen, die ihn so gar nichts anging?

Leider siegte aber meine Gewissenhaftigkeit – oder was wir so nennen. Wenn ich richtig überlege, war es Angst. Ich fand nicht den Mut, das Risiko auf mich zu nehmen, daß später zufällig jemand vernehmen sollte, daß der Mann beim Unfall betrunken war. Es ging dabei um meinen guten Ruf als gewissenhafter Beamter – und vor dieser Gefahr kapitulierte ich.

«Was wollten Sie mit dem letzten Satz sagen», stieß ich daher mühsam hervor.

Der Alte, der sich bereits zum Gehen abgewendet hatte, kehrte sich nochmals um. Die Augen lachten teuflisch und mit der Miene tiefster Vertraulichkeit flüsterte er mir zu: «Ich will ja nichts Böses gesagt haben, aber der Winkel-Bauer war an jenem Morgen, als der Unfall passierte, voll, sternhagelvoll! Ich selbst habe ihn kurze Zeit vor dem Unfall aus dem Wirtshaus wanken sehen. Aber wie gesagt: dies nur ganz im Vertrauen.»

Mit einem überschwenglichen Gruß stakte er dann aus dem Raum.

Eine Welle der Wut über diese kleine Kreatur stieg in mir auf und ein Haß gegen mich selbst, daß ich den alten Schwätzer überhaupt hatte so weit gehen lassen in seiner Erzählung. Ich kam mir elend und krank vor. Es fiel mir plötzlich ein, wie schön solidarisch man mich angelogen hatte – die Krankenschwester, der Gemeindebeamte, vielleicht auch der Polizist mit seiner Abwesenheit, die Frau des Verunfallten –, um die Not nicht noch größer zu machen.

Das war der Mensch in mir! Der Beamtenmechanismus jedoch hatte bereits zu reagieren angefangen, seelenlos – aber genau.

Ich lief wieder zum Gemeindebüro und verlangte sehr positiv den Polizeirapport über den Unfall. Der Empfang dort war nicht freundlicher als zuvor, im Gegenteil. Der Mann war noch mürrischer und log hartnäckig weiter.

«Der Rapport ist beim Polizisten eingeschlossen. Ich habe keinen Schlüssel.»

Ich wurde nun ganz Beamter und trumpfte auf, daß, wenn man weiterhin den Einblick in diesen Fall verweigere, ich mich an höherer Instanz würde beklagen müssen.

Offenbar waren meine Worte so präzis, daß der Mann hinter seinem Pult keinen Ausweg mehr wußte, als nachzugeben.

«Gut», sagte er, «Sie müssen keinen Polizei-rapport sehen.» Er stand auf und entnahm einer Schublade ein Buch.

«Hier, das ist das Bußenregister. Der Ver-unfallte ist wegen Führens eines Fahrzeuges in betrunkenem Zustande gebüßt worden. Das Gesetz verlangte es so. Genügt Ihnen diese Auskunft?» schnaubte mich der erregte Mann an. Ihm mußte ähnlich zu Mute gewesen sein wie mir zuvor.

Aufgeregzt stieg ich nun wieder zum Winkel-Hof empor. In die Stube eintretend, schleu-derte ich dem Einbeinigen alles ins Gesicht, was ich wußte. Die Quittung riß ich vor seinen Augen in kleinste Fetzen und verlangte die Unterlagen, die ich bei ihm gelassen hatte, wieder zurück.

«Sie wissen genau, daß, wenn Sie in ange-trunkenem Zustande verunfallen, die Entschädigung hinfällig wird!» donnerte ich ihn an.

Wortlos erhielt ich, was ich verlangt hatte, zurück. Dann durchlief den Mann auf dem Sofa ein Beben. Er wäre mir ohne Zweifel angesprungen, wenn ihn nicht Schmerzen und Hilflosigkeit auf seinen Sitz gebannt hätten. Sein Gesicht war purpurrot angelaufen und seine Augen schienen aus dem Kopf treten zu wollen.

Ein Toben und Fluchen brach über mich her. Immer wieder wiederholte er, es sei eine große Lüge, eine Gemeinheit, zu behaupten, er sei gebüßt worden.

«Das ist eine Lüge, eine verdammt dreckige Lüge!» schrie er zitternd.

«Vater», unterbrach ihn die aufgeregte Stimme der Frau, «der Mann hat recht.»

Die Bäuerin entnahm einem Kästchen, das in die Wand eingelassen war, einen Krug, grub ihre verarbeitete Hand in die schmale Oeffnung und brachte einen Zettel hervor: die Quittung der bezahlten Buße.

«Ich habe die Buße bezahlt ohne dein Wis-sen. Du hast sonst genug gehabt damals im Spital, ohne das.»

Wie hatte sie mich beschämt, diese großmü-tige, heldenhafte Frau. Wie ein geprügeltes Tier schlich ich aus dem Haus und fuhr dann wieder ins Tal und in die Stadt zurück.

Ich versuchte noch zu retten an der Sache, was zu retten war. Ich schrieb einen dramati-schen Bericht, in dem ich darauf hinwies, unsere Gesellschaft drohe an Ansehen zu ver-lieren, wenn in diesem Fall nicht eine ansehn-liche Kulanzzahlung gemacht würde.

Es war dann eine meiner größten Freuden, als ich einige Tage später nochmals ins Dorf fahren durfte, mit einer recht netten Summe Geld, die — wenn auch nicht so groß wie die erste — für die Familie doch ein rechter Segen gewesen sein muß.

*

Viele Jahre später kam ich zufällig mit dem Sohn des Trinkers zusammen, dabei erfuhr ich etwas, das mich tief erschütterte und mir zeigte, wie gefährlich es sein kann, wenn man – in bester Absicht – Schicksal spielen will.

Gerade jenes Geld war es nämlich gewesen, das die Familie vollends ins Unglück gestoßen hatte. Der Vater, durch die Trunksucht und den schrecklichen Unfall bereits an den Rand der Zurechnungsfähigkeit gebracht, wurde ange-sichts des Geldes von einer gewaltigen, irren Gier besessen. Er raffte die ganze Summe an sich und hütete sie wie sein Leben. Er verteidi-gte das Geld mit allen Mitteln, wenn es sein mußte mit roher Gewalt, damit er auch ja je-den Rappen für sich – nur für sich allein – im Wirtshaus verbrauchen konnte.

«Es war mein Bein – es ist mein Geld!» war seine Ansicht.

Es hatte manchen besinnungslosen Rausch gegeben aus der ganzen Summe. Die Mutter, die immer weiter kränkelte, starb früh. Der Vater wurde dann versorgt und die Kinder unter Nachbarn und Verwandte aufgeteilt, wie es sich am besten und billigsten gab.

Da musste ich lachen . . .

Nachdem unsere junge Haushalthilfe eine Woche bei uns war, offerierte ich ihr ein Bad in unserem Badezimmer. Sie lehnte ab. Ebenso das zweite und dritte Mal, je eine Woche später. Nach dem dritten Mal Ablehnung fragte ich nach dem Grund hierfür. Die Antwort lautete: «Wüsseder, i ha drumm keis Badchleid!»

M. K. W.